



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 240.

Donnerstag, 14. Oktober

1926.

Die zwölf Nächte.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

5. Kapitel.

Meclean erweist sich als englischer Mann und Hans Grüner kommt aus dem Gefängnis.

Gegen Abend stellte Lisa den langen, wortfargen Engländer. Er war damit beschäftigt, im Garten seine Schagpfeife auszuräumen, ein Unternehmen, das seine ganze Hingabe beanspruchte und ihm Augen wie Ohren für die Umgebung verschloß.

Trotzdem sprach die junge Dame weiter. Sie hatte ja so viel auf dem Herzen.

„Einen Augenblick, Mister, hören Sie mit dem Scharren und Krachen auf! Ich habe zwar gute Nerven, aber ich möchte zu gern wissen — und dabei müssen Sie mich ansehen —: Sind Sie ein ehrlicher Mann oder nicht?“

Verblüfft hob er den Kopf.

„Danach hat mich noch niemand gefragt . . .“

„Nun, so besinnen Sie sich jetzt!“

„Well, beginnen Sie mit dem Examen!“ machte er grimmig. Innerlich machte ihm die Sache unbändigen Spaß. Hoho, sich von einer kaum Zwanzigjährigen aushorchen lassen!

Sie verwechselten mich heute morgen am Tor mit Kitty und machten eine Bemerkung wegen der Spuren, die ich suchte, von denen Sie aber noch gar nichts wissen konnten.“

„Kitty hat Ihre Größe und Haarfarbe . . .“

„Sie weichen aus! Welche Spuren meinten Sie?“

„Wenn Sie mich nur austreten ließen! Franz, der Gärtner, hat gestern nachmittag die Beete am Garteneingang umgegraben und den Kies des Torweges mit seinem Schubkarren zerfahren. Professor D. Linar, der in puncto Ordnung äußerst penibel ist, war sehr ungehalten und hat Franz angewiesen, den Weg bis heute morgen in Ordnung zu bringen. Hat er es nicht tadellos gemacht?“ Mister Mclean beschäftigte sich schon wieder mit seiner Pfeife.

„Hm, Sie meinen nicht, daß Franz im Übereifer den ganzen Weg bis zur Rampe fein säuberlich geharkt hat, so daß zum Beispiel auch eine . . . Autospur vor dem Hause verschwunden ist?“

„Spuren, von denen man nur geträumt hat, kann nicht einmal Franz beseitigen, Miß Müller. Im übrigen ist Franz geisteschwach, ein Idiot, dabei so faul, daß er von selbst keinen Finger rührt.“ Der Sekretär wies nach der Tiefe des Gartens. Dort lag der Gärtner auf dem Rücken, starrte in die untergehende Sonne, hatte träg eine längst erkaltete Pfeife im Mund und wehrte nicht einmal den Fliegen, die ihn umschwärzten.

„Und die tiefe Grube, die er heute im Garten graben mußte?“

„Wir haben jetzt zu wenig Beschäftigung für ihn. So muß er Gräben ziehen und wieder ausfüllen. Bloß damit seine Glieder nicht einrosten und er nicht zu fett wird.“

Lisa seufzte. Für alles war hier eine Erklärung. In der Küche ist ein ältliches, weibliches Wesen. Es kocht perfekt — der Braten heute mittag war delizios

—, aber ich kann mich mit ihm einfach nicht verständigen. Ich spreche doch nicht Hindustanisch.“

„Die alte, gute Ursula ist taubstumm.“

„Aber wie verständige ich mich mit ihr? Ich soll doch einige Zeit diesem Haushalt vorstehen . . .“

„Schiefertafel, links vom Eingang.“

„Danke. Lakonisch, genügt jedoch. Weiter: welche Fehler und Gebrechen hat Kitty, das Stubenmädchen?“

„Kitty ist eine entfernte Verwandte von mir. Ich habe ihr diese Stellung verschafft.“

„Hm, eine andere Frage: denken Sie, daß ich hin und wieder an einem Laborantenkurs des Professors teilnehmen kann?“

Meclean zuckte die Achseln, schenkte ihr einen mißtrauischen Blick.

„Aber heute morgen waren Sie doch der Meinung . . .“

Der Sekretär wurde einer Antwort enthoben, denn ein Mietsauto bog von der Straße in das Tor ein, kam herangeschnurrt, hielt vor dem Hause, wo sie standen, und Hans Grüner sprang elastisch heraus.

„Uff! Sie leben also auch noch, Mclean? Lange nicht gesehen. Wünsche Ihnen keine 14 Stunden Polizeihaft, obwohl wir keine Freunde sind. Ah und . . . tatsächlich, ich träume nicht . . . meine gestrige Reisegefährtin! Liebes Fräulein, davon hätten Sie aber auch einen Ton sagen können, daß Sie bei Onkel Molinar Chemie riechen wollen!“

Er hob seinen Musterkoffer vom Wagen und bot Lisa lachend die Hand zum Gruß.

Widerstrebend und mit sehr viel inneren Vorbehalten schlug sie ein. Sie mußte diesen jungen Herrn erst bei Tage gründlich kennen lernen, ihm auf den Zahn fühlen. Mit ein wenig oberflächlicher Kluntrei sollte er ihre heftigen Bedenken gegen seine Persönlichkeit nicht wieder zerstreuen.

„Man hat sie freigelassen . . . trotz heute Nacht?“ Sie betonte dies Wort absichtlich.

„Natürlich. Ich bin doch kein Banträuber.“ Er strahlte über das ganze unbekümmerte Gesicht, um düster fortzufahren: „Schlimmstenfalls hätte ich mit meinem Alibi herausrücken müssen. Gern allerdings nicht.“

„Ah . . . Sie haben Entlastungszeugen?“ Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück.

„Sicher wieder galante Geschichten!“ nörgelte der Professor über die Schwelle humpelnd. „Daß du nie vernünftig wirst!“

Der Neffe hügte beim Anblick des Onkels sehr viel an Reue ein. Ärgerlich gab er seinen Koffer dem blöde grinsenden Franz und wies ihn an, schleunigst im Hause damit zu verschwinden. Lisa fühlte, daß sein herrlicher Ton unecht, gemacht war.

„Familienrat unter offenem Himmel, angesichts neugieriger Zeugen, so was kann ich auf den Tod nicht ausstehen. Aber das liebt er gerade!“ brummte er.

Doch der Onkel war schon wieder lebenswürdig. Er wollte die beiden jungen Leute miteinander bekanntmachen und amüsierte sich köstlich, zu erfahren, daß dies gar nicht mehr nötig sei. „Du würdest schöne Augen

machen, wenn du auch noch von unserem nächtlichen Rendezvous in der Diele erfahren würdest!" dachte Lisa. Eine Art Galgenhumor überkam sie. Hans Grüner erschien ihr besserungsfähig. Im stillen wollte sie dies Werk vollenden. Aber erst mußte er ihr frei und offen seine Untat bekennen. Als starkes, selbstbewusstes junges Mädchen der Jetztzeit fühlte sie sich fähig und berufen zur Stützung und Stärkung eines schwachen, männlichen Charakters. Heute nacht hatte er sie durch feige List und rohe Gewalt besiegt, das mußte vor allem wieder ins Gleichgewicht gebracht werden!

Man ging in das Haus und es gelang Lisa, dem jugendlichen Gauner noch vor der Treppe zuzulüftern: „Der Professor weiß nichts. Im übrigen hätte ich Sie wegen des Einbruchs bestimmt nicht herausgeschworen. Sie verdienen es nicht.“

„Schwören? Man wettet doch höchstens“, war seine rätselhafte Antwort. Sprachlos blickte sie ihm nach, bis sie endlich die Deutung seiner rätselhaften Worte fand. Der ganze Einbruch war . . . eine Wette. Sicher mit Mclean. Engländer wetten doch in jeder Lebenslage, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sehr erleichtert sah sie dann am Abendbrotstisch und hörte nur halb hin, wie Hans Grüner von seinem Mißgeschick, wegen Bankseinbruchs verhaftet zu werden, erzählte. Der Professor war sehr schweigsam. Als er die näheren Umstände vernahm, . . . die von den Einbrechern übersehene Alarmklingel . . . ihr hastiges Schießen mit dem Wächter . . . vollends die während der Flucht verlorenen Papiere usw., lächelte er geringschäßig.

„Das waren Anfänger. So benehmen sich keine routinierten Diebe. Der französische Einbrecherveteran Jacques Mousset pflegte vor jedem Unternehmen seinen Spießgesellen einzuschärfen: „Kinder, nicht das, was ihr euch nehmt, sondern das, was ihr zurückläßt, bringt euch ins Gefängnis!“

„Well“, sagte der Sekretär. „In der Französischenstraße war es ein Paß, der aber den Falschen ins Gefängnis brachte.“ Er nickte Hans Grüner freundlich zu. Stets, wenn Mclean widersprach, wurde der Professor ärgerlich. Lisas wegen verschluckte er diesmal seine Verstimmlung.

„Hans, hast du Feinde?“ Er sah beunruhigt aus.

„Ich wüßte nicht.“

„Sicher hat einer der Diebe des Bankraubes dir den Paß gestohlen und absichtlich verloren.“

„Man könnte beinahe wetten“, meinte Lisa langsam.

„Halten Sie mit, Mister Mclean?“

„No, ich wetten nie! Grundsätzlich nicht.“

Ihr Blick flog zu Hans Grüner hinüber. Er verzog keine Miene. „Dann hat er mit Kitty gewettet!“ dachte sie verzweifelt. „Ich werde schon hinter die Lösung kommen.“ Und darum blieb sie in diesem Hause trotz so mancher Bedenken.

Nach dem Essen verwickelte Molinar den Neffen in ein breit ausgeponnenes Gespräch über Toilettenseifen und Parfüms. Lisa fand sich überflüssig und begab sich trotz des Protestes der Herren auf ihr Zimmer. Sie sollte noch ein Glas Wein mittrinken, lehnte aber höflich ab. Sie wollte nicht wieder an diesem trockenen Gefühl im Halse erwachen. Ob es allen des Weines nicht Gewöhnten so ging?

Kurz vor dem Einschlafen hörte sie unten eine Tür gehen und der Professor sagte:

„Du hast einen Feind, Hans. Dabei bleibe ich.“ Er schien sehr ärgerlich. Dann gingen Schritte nach dem Bureau, dessen Tür unsanft ins Schloß geworfen wurde.

6. Kapitel.

Die Silberkanne und der Musterkoffer.

Kalglatt war Hans Grüner nicht, wenn Lisa das Gespräch auf das bewußte Thema „Einbruch“ brachte. Dazu besaß er viel zu nette, braune Augen. Aber er hatte noch ganz die Art des einstigen, lebenswürdigen, österreichischen Offiziers, Unangenehmes mit einem Scherzwort zu überbrücken. Für ihn fatale Situationen überwand er mit unwiderstehlicher Jungenhaftigkeit und als sie zum Beispiel wissen wollte: „Wie kann man von einer nicht vergifteten Zigarette betäubt werden?“

gab er lachend zurück: „Wie gut, daß ich mal kein Chemieexamen machen muß! Und Rebusse hab' ich nie raten können.“

Das war beim Tennisspiel, dem sie am zweiten Tage hinter dem Hause oblagen. Wütend schlug Lisa den Ball zurück.

„Ich dachte nur. Weil Handlungsgehilfen in Seifen und Parfüms doch etwas von Duft und so weiter verstehen müßten.“

Er fing den Ball geschickt in der Luft auf, schlug ihn aber zu Boden und trat bekümmert an das Netz.

„Handlungsgehilfe, wie das klingt! Nach Herings- tonne. Ich bin Kommissionär auf eigene Rechnung. Wollen Sie mein Konto im Bureau sehen? Mclean hat zwar eine entsetzliche Handschrift, aber Zahlen malt er groß und deutlich.“

Lisa überlegte einen Augenblick. „Ihr Konto nicht, aber Ihren Musterkoffer. Ich habe einmal . . . im Traum . . . eine mir sehr bekannte Sahnenkanne aus der Kredenz des Professors in einem Musterkoffer verschwinden sehen . . .“

„Oh, bei gebildeten Leuten spricht man da von Kleptomanie . . .“

„Bei Sportsleuten von Wette. Wetten wir, daß die Silberkanne in dem Koffer Platz hat?“

„Fünf Mark dagegen. Die Fächer sind viel zu eng.“

„Wir werden ja sehen“, gab sie rätselhaft zurück.

Außerdem ist es zum Tennis heute viel zu heiß“, er fuhr sich mit einem seidenen Tüchlein, das in der Brusttasche seines toletten Sporthemdes steckte, über das glühende Gesicht. „Daß Sie so kühl und kalt bleiben! Wie eine Nymphe . . .“

„Niobe, meinen Sie wohl?“ Seine klassische Bildung wies mitunter fröhlische Lücken auf.

Während sie über den ausgedörrten Rasen auf das Haus zuschritten, bewunderte er ihre schlanke, biegsame Erscheinung. Herrgott, sah sie heute wieder mal zum Anbeißen aus! In dem kurzgerockten Sommerkleid, Hals, Nacken und die Arme braun gebrannt und ungesund. Eine der goldblonden Locken hatte sich während des Spiels gelöst und er wünschte sehnlichst, daß ein Windstoß käme und diese Locke mit seiner Wange, mit seinem Munde in Berührung brächte.

Fortsetzung folgt.

Auf der Hühnersuche.

Von Eduard Wienrich, Magdeburg.

„Freie Bläse“ hat man mir gegeben für das Niederlagerevier in der Nähe der Großstadt, weil man weiß, daß ich etwas übrig habe für die Kreaturen in Gottes weitem Garten und draußen keinen Unfug treibe. Ich bin dem Pächter dankbar und werde ihm keine Anseele machen.

Der wässrige Sommer hat ein Einschießen gehabt und hat uns bei seinem Scheiden mit so viel Sonnengold und so viel Badofenglut beschenkt, daß es mir beim Wandern mit Flint und Ruckad feucht wird in der Rückenlage. Und dennoch fühle ich mich wohl, denn hinter mir liegt die grobe Steinwüste, in der ich alles, was mich bedrückt, zurückgelassen habe. Meiner Drahthaarhündin Utta mit ihrem unverwundten breiten Rücken scheint es nicht anders zu gehen, denn sie umkreist mich halsgebend in übermühten Sprüngen. Recht so, freue dich nur, denn oft ist ja die Vorkreude schöner als das, was manchmal hinterher kommt.

Ich bin froh, daß ich endlich die mit benzinfressenden Ungeheuern bevölkerte Landstraße verlassen kann. Eine kurze Rast noch an der Reviergrenze, und dann geht es durch Schilf und Rohr, mein Hund mit tiefer Nase voran, nach den vom Weiden und Pappeln eingefakten Teichen. Mit viel Gequäl und hartem Flügeltschlag geht ein Schof Enten hoch. Eine davon faßt meine Schrotladung, und sie fällt schwer getroffen in das Unkrautgemisch des kumpfigen Wassers. Mühsam arbeitet sich mein braver Hund durch hartes Rohr und Schilfpflanzen und dann sitzt er tiefend und stolz vor mir und läßt sich den Entvogel aus dem Gange nehmen. — Weiter geht es durch morastiges Gelände. Von Zeit zu Zeit stößt Utta eine Sumpfschnecke heraus, aber ich komme auf diese schnellen, im Blatzackens davonjagenden Dinger nicht zum Schuß. Dann legt Utta kreuz und quer durch das scharfe Schilfgras, daß der

Schlamm hoch aufspritzt, und nebenbei macht sie die bläulichsten Sprünge in die Luft — einfach albern — und nur wegen eines auf der Hochzeitsreise befindlichen Pärchens großer, brauner Vögelchen, die mit blühenden Flügeln über die schmutzigen Sümpfe tanzen. Ich pfeife sie zurück, und weil ich ihr Vorwürfe wegen ihres Benehmens mache, tut sie beleidigt und schnürt still hinter mir her nach dem „Festlande“, wo auf trockenem Kartoffel- und Rübenader die Hühnerfuche beginnen soll.

Es ist heiß geworden, sehr heiß, und bald rinnen mir kleine Bäche unter der Hutfrempe hervor. Aber ich kann meine „Behauptung“ nicht entbehren, weil ich meine ansehende Plicht auf dem Schilde nicht versenken lassen will, und weil ich die Beschattung meines besetzten Fühlhutes zum Schießen gegen die grelle Sonne gebrauche. In einem Kartoffelader steht Ulla an, und dann steht sie fest vor, kein Haar bewegt sich an ihr. — Na also, jetzt wollen wir beginnen, — aber kein Huhn will hochgehen. — Wie ich Ullas starrem Blicke folge, entdecke ich im Unkraut ein halbwillkürliches Häselein. Vorsam bücke ich mich, leise schiebt sich meine Hand vor, ein fester Griff und ich habe den heftig zappelnden, anstößig qualenden kleinen Kerl erwischt. Ulla springt an mir hoch und möchte ihn totbeissen. Ein energisches Kommando, und sie kneit, wenn auch widerstrebend, vor mir auf dem Sande. Dann verfolgt sie mich mit mordgierigen Augen, als ich fünfzig Schritte weitergehe und „Lämpchen“ in guter Deckung davonfliehen lasse.

Ich komme an einen Rübenader. Nicht lange dauert es, da steht der Hund wieder. Ich trete ein starkes Volk Hühner heraus, von denen ich eins herunterhole, das mir die Hündin vor die Füße bringt. Der bald wieder eingefallenen Kette gehe ich nicht nach, weil die Jungen noch nicht ausgewachsen sind. Aber dann dauert es lange, ehe wir wieder auf Hühner stoßen. Es ist heuer kein gutes Hühnerjahr. Viele Gelege sind durch das Hochwasser vernichtet. — Dann und wann falle ich auch vorbei, und dann scheint mich Ulla jedesmal vorwurfsvoll anzusehen, als wollte sie sagen: „Na, an mir lag es wohl nicht.“ — Hühner können nicht totgelaufen, sondern sie müssen eben totgeschossen werden.“ Als sich dann aber mein Galgen nachgerade leidlich gefüllt hat und die Hitze immer toller wird, beuge ich mich nach dem Gebüsch am Damme. Hier gibt es Wasser für den Hund und köstlichen Schatten für uns beide. Wir stärken uns von dem Ruchad-inhalte, dann brenne ich mir der Müden wegen meine Pfeife an. Ich habe mich lang gemacht, und bald sind mir die Augen zugefallen. — Ein böses Knurren und wütendes Halsgeben weckt mich. Ulla giftet sich über einen harmlosen Hasebuttenfucher, der doch „Dertchen“ gar nichts tun will.

Zu Ende ist die Pause. Ich wandere auf dem Damme entlang, um einen anderen Revierteil aufzusuchen. Dort weiß ich ein starkes Volk am Grenzgraben. Quersfeld geht es durch einen von Unkraut starrenden Kartoffelader, der wochenlang unter Wasser stand. Hier lohnen die Vergungsarbeiten die Ehre nicht. — Den Hund dicht bei Fuß, gehe ich an der Grenze hoch. Zwei Jäger, die im Nachbarrevier in entgegengesetzter Richtung wie ich jagen, rufen mir ein frohes „Weidmanns-heil“ herüber. Ich schide Ulla voran, halte sie aber kurz, um möglichst gleichzeitig mit ihr an die Hühner heranzukommen, aber da schreit mir auch schon der wachsame Führer seines Volkes, ein jedenfalls alter Hahn, von einem Erdklumpen aus wütend fein „Ga-räd“ entgegen, und ehe ich schleichen kann, ist die ganze Gesellschaft über den Grenzgraben und fällt jenseits in einen Rübenplan ein. — Die „Konkurrenz“ hat nichts gemerkt, und ich hüte mich, sie zurückzurufen. Im Gegenteil, — ich freue mich, daß der alte Herr mit seiner sicher reichen Lebenserfahrung so gut aufgepaßt hat und hoffe, daß er es auch bis zum Ende der Schonzeit tun wird. —

Die Sonne nähert sich dem Horizonte. Ulla häckelt zum Götterbarmen. Kein Wunder, — wenn man so fett ist, strengt das dauernde Suchen bei dieser Hitze an, und man kriegt die Geschäfte, trotz aller Jagdleidenschaft, nachgerade satt. Wiederholt gehen noch Haken hoch, aber sie schenkt den Krümmen wenig Beachtung. Vom braunen Sturzader laden einige Hühner. Dann ein Rauschen über mir. Ein Volk Kiebitze taumelt über uns hinweg. Ich freue mich, daß ich diese harmlosen Geschöpfe in solch großer Zahl beobachten kann.

Es ist Abend geworden. Ich bin auf dem Heimwege. Eine angenehme Kühle umgibt mich, und ein heftiger Frieden lagert über der weiten Flur. Weiße Fäden, vom leichten Lufthauch getragen, sehe ich heranziehen. An gelben Lupinen, totem Krokus, blauen Kornblumen und weißen Kamillen führt mein Weg vorbei. Im feuchten Wiesengrunde ist geheimnisvoll der graue Mond am klaren Himmel dicht über dunklen Kiefern. Kein Laut ist zu hören. Ich sehe still.

„Die Andacht ziehet wie ein Rauch

Durch alle Sinnen leise.“

Die Brust weitet sich mir. Herrgott, wie bin ich doch so reich.

Hygiene und Heilkunde

Wie wirken Fiebermittel? Wenn im Herbst der raube Wind über die kahlen Stoppeln jagt und Regengüsse die Menschen bis auf die Haut durchnässen, — dann halten die Erkältungsstrahlen ihren Einzug, und so mancher wird um eines fieberhaften Schnupfens, um einer fieberhaften Grippe, um einer fieberhaften Mandelentzündung willen das Bett hüten müssen. Aber auch manches Gramm Aspirin, Arcanol, Pyramidon und, wie sonst die Fiebermittel alle heißen, wird geschluckt werden. Wie stellt sich nun die Wissenschaft die fieberherabdrückende Wirkung dieser Medikamente vor? Es wird angenommen, daß die Körpertemperatur von einem im Gehirn gelegenen Wärmegentrum reguliert wird. Und zwar entfaltet dieses seine Tätigkeit auf dem Wege über die Zentren, unter deren Einfluß einerseits der Stoffwechsel, andererseits der Blutgefäßapparat stehen. Die chemische Regulierung der Wärmebildung erfolgt vom Stoffwechsel her; das Tempo und der Umfang, in dem die Verbrennung der Nahrungstoffe im Körper vor sich geht, ist für die Wärme-erzeugung maßgebend. Andererseits fällt dem Blutgefäßapparat — Erweiterung und Verengung der Adern, Schweißabsonderung — die physikalische Abgabe der Wärme zu. Beides — Wärmebildung und Wärmeabgabe — steht unter dem regulierenden Einfluß des Wärmegentrums. Im Fieber ist nun das Wärmegentrum beschädigt. Die nächste Folge ist die Verminderung seines Einflusses auf den Stoffwechsel, dessen Tempo beschleunigt, dessen Umfang gesteigert wird; d. h. die Wärmebildung wird vermehrt, die Körpertemperatur steigt an. Andererseits äußert sich die Lähmung des Wärmegentrums darin, daß es mit den Gegenmaßnahmen gegen die vermehrte Wärmebildung erst dann beginnen kann, wenn die Temperaturerhöhung einen gewissen Grad erreicht hat. Je heftiger das Wärmegentrum durch die Giftwirkungen der Bakterien — der Krankheitserreger — geschädigt wird, desto höher wird das Fieber ansteigen, bis das Wärmegentrum mit Gegenmaßnahmen einsetzt. Man nimmt nun an, daß die Fiebermittel zunächst an dem Zentrum angreifen, das den Gefäßapparat reguliert, und somit eine Vermehrung der Wärmeabgabe bewirken. Gleichzeitig jedoch beeinflussen sie auch das Stoffwechselzentrum im hemmenden Sinne, indem sie Tempo und Umfang des Umsatzes, d. h. die Wärmebildung verringern. Die Fiebermittel bilden also gleichsam einen Ersatz für die fehlende Regulierung des im Fieber geschädigten Wärmegentrums.

Dr. M.

Welt u. Wissen

Der geheimnisvolle Vorgang beim Erfrieren der Pflanzen. Die Frage, wie Pflanzen erfrieren, die augenblicklich beim Herannahen der Kälte von größtem Interesse ist, ist noch nicht restlos gelöst. Der geheimnisvolle Vorgang des Erfrierens der Pflanzen bildet den Gegenstand vieler wissenschaftlichen Meinungstämpfe. Im allgemeinen steht man heute auf folgendem Standpunkt. Die Eigenwärme der Pflanzen ist sehr gering, ihre Wärme richtet sich vielmehr fast ganz nach der Temperatur der Umgebung. Nimmt diese ab, so strahlt die Pflanze die vorher empfangene Wärme aus, bis sie den gleichen Grad erreicht hat wie die Umgebung. Die Pflanze bedarf jedoch einer bedeutenden Wärmemenge namentlich für den Prozeß der Wasserverdunstung und der Assimilation. Sinkt die Temperatur unter das hierzu erforderliche Minimum, so können diese chemischen Lebensprozesse nicht mehr stattfinden und es tritt ein Stillstand im Leben der Pflanze ein. Sinkt die Temperatur noch weiter und kommt unter 0 Grad, so tritt das in den Zellen und den Zellenwandungen befindliche Wasser nach außen und gefriert auf der Oberfläche der Zellenwandungen als feine Eiskristalle. Da jedoch die Steifheit mancher Pflanzen und Pflanzenteile nur durch den Wasserdruck bedingt ist, so geht dieselbe durch das Hervordringen des Wassers durch die Zellenwandungen und die Umwandlung in Eiskristalle allmählich verloren und das Wasser wird von den Zellenwandungen aufgesogen. Hat die Temperatur den für die Fortführung der Lebenstätigkeit nötigen Grad erreicht, so ist alles Wasser bereits von den Zellen und Zellenwandungen aufgesogen und der normale Zustand wiederhergestellt, so daß die chemischen Prozesse von neuem ungehindert beginnen können. Werden durch Frost welke Pflanzen jedoch plötzlich so weit erwärmt, daß der für die Lebenstätigkeit der Pflanze erforderliche Wärmegrad erreicht wird, ehe das aus den Eiskristallen entstehende Wasser von den Zellen und Zellenwänden aufgenommen ist, so beginnen die Lebensprozesse zwar auch, aber wegen der Wasserarmut nicht in normaler Weise, sondern führen zu Zersetzungen, welche den Tod der Pflanzen zur Folge haben.



Krankheiten unserer Obstbäume.

Ihre Bekämpfungsmassnahmen im Oktober.

Der Herbst stellt uns vor neue Aufgaben in der Schädlingsbekämpfung. Die im Sommer kaum mögliche Bekämpfung der Pilzkrankheiten, die namentlich unsere Obstgehölze in mannigfacher Weise befallen, kann nunmehr eintreten. Schon bei der Ernte des Winterobstes und der Zwetschen beachte man die Früchte mit grauweissen Pöstellern oder Pusteln, die bei Äpfeln und Birnen in konzentrischen Kreisen angeordnet. Diese Pösteller, die der Krankheit den Namen Pöstellerschimmel (*Monilia*) gegeben haben, sind die Fruchtlager eines Pilzes, dessen Fadengeflecht das Fruchtfleisch durchwuchert und es faulen läßt. Die erkrankten Früchte fallen entweder ab oder bleiben an dem Baum bis zum nächsten Frühjahr als zusammengekrümpelte Jagen. Mumien hängen. Diese Früchte bekommen auch oft eine braune und später eine schwarze Farbe, ohne daß die Schale die grauweissen Pösteller zeigt. Ihr Fruchtfleisch ist vollständig in Fäulnis übergegangen. Man bezeichnet diesen Zustand als Schwarzfäule. Als schlimme Folgen dieser Krankheit zeigt sich weiter ein plötzliches Welken der Blätter und Triebspitzen und schließlich ein Absterben des ganzen Astes, an dem bald auch gelbliche Pösteller erscheinen. Aus diesen Erscheinungen ergibt sich die Gefährlichkeit dieser Krankheit, die nicht nur den Ertrag der Bäume schmälert, sondern auch sie in ihrer Entwicklung schädigt. So daß eine energische Bekämpfung derselben zur Verhinderung ihrer Verbreitung geboten erscheint. Zunächst sollten alle vom Pöstellerschimmel befallenen Früchte nicht ihrem Schicksal überlassen bleiben; sie sind zu sammeln und tief zu vergraben. Auch die an den Bäumen hängenden Mumien sind zu entfernen und zu verbrennen; denn sie sind die Sporenträger, durch die im nächsten Frühjahr die Krankheiten von neuem ausgebreitet werden. Auch die abgestorbenen Äste sind aus demselben Grunde zu entfernen. Außerdem empfiehlt es sich, die beimgesuchten Bäume nach dem Laubabfall mit einer dreiprozentigen Solbaislösung (1 Kilogramm Solba auf 30–33 Liter Wasser) zu besprühen. Im Frühjahr wird dann die Besprühung mit einer einprozentigen Lösung vor dem Laubaussbruch wiederholt. Auch die Stachelbeersträucher, die vom amerikanischen Stachelbeer-Moskauer befallen waren, und die Pfirsiche, die unter der Kräuselkrankheit litten, sind ebenfalls zur Vernichtung oder noch an ihren Zweigen haftenden Pilzkeime (Sporen) mit derselben Lösung zu besprühen. Endlich sind die Bäume, die an Schorf (*Exocladium*) erkrankt waren in gleicher Weise zu behandeln. Angebracht ist diese geringe Mühe, wenn man bedenkt, daß die Schorfkrankheit nicht nur sehr häufig die Früchte minderwertig macht, sondern auch Blätter und Zweige in Mitleidenschaft zieht. Eine weitere Maßnahme, die nicht außer acht bleiben soll, ist das Sammeln und Verbrennen der Blätter von den erkrankten Bäumen und Sträuchern. Dadurch wird ebenfalls eine große Zahl der Sporen vernichtet. B. C.

Die Gewöhnung unserer Topfgewächse an die Überwinterungsräume.

Unsere Topfgewächse standen seither vor dem Fenster, auf dem Balkon oder im Garten, wo sie sich unbehindert vom Sonnenlichte in der frischen Luft außerordentlich wohl fühlen und sichtlich gedeihen. Diese schöne Zeit ist nun für sie vorüber, sie müssen nunmehr in die Überwinterungsräume während der schlechten Jahreszeit gebracht werden. Aber es wäre falsch, wenn wir nicht dafür sorgen wollten, einen Übergang zu schaffen, damit sie sich an die für sie immerhin schlechten Verhältnisse in diesen Räumen allmählich gewöhnen. Einen solchen Übergang schaffen wir schon, wenn wir die härteren Topfgewächse nunmehr unter ein schützendes Dach, etwa in die Gartenlaube oder unter ein Zelt, das aus vier in die Erde eingelassenen Pfählen mit einem darüber angebrachten Dach herzustellen ist, bringen. Hier bleiben die Pflanzen zunächst vor den kalten, starken Regengüssen, die ihnen leicht Schaden bringen, bewahrt. Dabei sind sie immer noch in der frischen Luft und werden allmählich abgehärtet. Gerade diese Abhärtung läßt sie leichter den Aufenthalt in den Überwinterungsräumen überwinden. Sollte die Temperatur in der Nacht indessen stark sinken, dann schützt man die Pflanzen unter dem Schuttdache durch Vorhängen von Tüchern oder Packleinen und die in der Laube stehenden Gewächse durch leichtes Über-

hängen von solchen Decken. Übrigens können die härtesten Pflanzen, Fuchsia, Hortensien, Lorbeer, Eonymus u. a. schon einige Kältegrade ohne Schaden recht gut vertragen. Wir brauchen uns deshalb auch nicht mit ihrer Verburgung allzu sehr zu eilen und können damit je nach der Witterung bis Mitte Oktober oder gar erst bis Mitte November warten. Vor dem Einräumen sind die Pflanzen, deren Blätter nur zu häufig von Staub und Ruß bedeckt sind, einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, die welken Blätter und abgestorbenen Zweige zu entfernen. Das Moos auf der Oberfläche der Erde wird weggewonnen. Auch die Töpfe und Kübel werden gründlich abgeburstet und endlich dafür gesorgt, daß die Abzugslöcher offen sind. Schlechte und unschöne Pflanzen, die die Wohnung verunzieren würden, werfen wir auf den Komposthaufen. Nun beginnt das Einräumen. Ein großer Teil der Pflanzen kommt ins Zimmer in der Nähe eines hellen Fensters? Die Kübelpflanzen dürrten wohl auf einem hellen Korridor am besten Platz finden, oder aus Platzmangel in den Keller wandern. All diese Räume müssen in der ersten Zeit und auch später, so oft mildes Wetter herrscht, von morgens bis abends gelüftet werden, nur dadurch erleichtern wir den Pflanzen den Übergang und gewöhnen sie allmählich an die neuen Verhältnisse. B. C.

Praktische Winke.

Mistbeeterde wird an Nährstoffen gehaltreicher, wenn sie im Laufe des Monats mit Thomasmehl, Kainit und Staubkalk gut vermischt wird. Nach etwa vier Wochen wird sie außerdem mit gut verrottetem Mist verfeuert. Auch der Komposthaufen kann in ähnlicher Weise wesentlich verbessert werden.

Die Überwinterungsräume für das Gemüse müssen jetzt in Ordnung gebracht werden. Die Wände des Kellers erhalten einen neuen Kalkanstrich. Neue Erde oder Sand zum Einschlagen der verschiedenen Gemüsesorten ist zu beschaffen und in den Keller zu bringen. An den Wänden oder an der Decke werden Schwebes-Bretter angebracht, um auf sie Blumentohl, Weiß- und Rotkraut zu lagern. Am besten werden diese Bretter aus etwa vier Latten mit einigen kurzen Querlatten hergestellt, damit der Luft besser Zutritt gewährt wird.

Auch die Frühlingssamweibeln, die uns bereits im Mai große Speisewiebeln von besonderer Güte liefern, werden jetzt in Reihen von 15 Zentimeter Abstand gesetzt. Nur ist darauf zu achten, daß die jungen Pflanzen nicht zu tief in die Erde kommen, sonst wachsen sie im Frühjahr nur ins Kraut, ohne Zwiebeln anzusetzen. Die Pflanzen überwintern leicht und kommen ohne Schutzdecke durch den Winter.

Steinobstbäume sind am vorteilhaftesten alsbald nach der Ernte auszulichten, da die kleineren Wunden mit einer Korfschicht noch abgeschlossen werden und im nächsten Frühjahr keine Gefahr für Gummifluß geben. Auch lassen sich die abgestorbenen Äste leichter von dem gesunden Holz als im unbelaubten Zustand unterscheiden.

Schattige Stellen, wo kein Gras mehr fortkommt, die aber dennoch begrünt werden sollen, sind am besten mit Eisen oder Immergrün zu bepflanzen. Damit diese aber auch gedeihen und so ihren Zweck erfüllen können, sind sie von Zeit zu Zeit recht durchdringend zu gießen. Schattenspflanzen lieben Feuchtigkeit. Die Stellen aber, die von Bäumen beschattet werden, sind stets trocken, da die Krone wenig Regen durchläßt und die Wurzeln die Feuchtigkeit der Erde für sich verbrauchen.

Im Ziergarten werden die Rabatten gereinigt und umgegraben. Dabei sind alle frostempfindlichen Knollen und Zwiebeln aus dem Boden zu nehmen. An ihrer Stelle werden die Frühlingsblumen, wie Vergißmichnicht, Stiefmütterchen (Penjee), Gänseblümchen u. a. gepflanzt. Auch die Zwiebeln der Hyazinthen, Tulpen, Krokusse usw. werden gesteckt.

Zimmerpflanzen erfreuen durch einen reichen, vollkommenen Blütenflor von latter Farbe und Glanz, wenn sie alle 10–14 Tagen einen Dungguss von aufgelöstem Hornstaub (1 Gramm auf 1 Liter Wasser) erhalten. Hornstaub wirkt viel zu langsam und spät.